

Luftschiff 13

Leipzig, [1908]

3. Jn Bukarest.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-84051](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-84051)

strauer, heftig über das große Unglück diskutierend, nach Hause.

Am Abende erzählte man sich schon die Einzelheiten; — Hauptmann Taschkoff und viele Offiziere sollen entlassen sein. Es wurde sogar behauptet, daß der größte Teil der hiesigen Luftschiffer gegen andere ausgewechselt würde und der General die Wohnung des Hauptmanns auf unbestimmte Zeit in Besitz genommen habe. In einem waren sich aber alle einig und jeder behauptete, es schon immer gesagt zu haben, — besonders, nachdem es nun geschehen war, — daß nämlich in der Luftschiffstation über kurz oder lang ein Unglück passieren müsse. Man würde bald noch mehr von dieser Unglücksstation hören

3.

In Bukarest.

Zinca Isradfy, die junge Gattin des bekannten einflußreichen Politikers, streckte sich behaglich auf dem Divan ihres Boudoirs, die Ellbogen in die weißen Kissen gestemmt und die Hände im Haar vergraben. Der Geruch türkischen Tabakos, gemischt mit den wenig ansprechenden, süßlichen Düften eines Modeparfums erfüllte das elegante Gemach; auf einem Sitz von blitzendem Kupfer schaukelte sich ein bunter Papagei, zog sich mit dem dicken Schnabel an einer Kletterstange empor oder warf schwanzend Reiskörner herab.

„Du bist verwöhnt, mein Freund,“ sagte Zinca, — aber nicht zu dem bunten Vogel, sondern zu einem jungen Offizier, der vor dem prachtvollen Kamin saß und unmutig beim Klang ihrer Stimme seine Zigarette zwischen die Aschenreste schleuderte. Indessen würde der Tonfall ihrer Stimme nicht anders geklungen haben, wenn sie zu ihrem Papagei gesprochen hätte. „Verwöhnt bist Du. Das ist alles. Deine

ewigen Eifersüchteleien sind — fangen an, langweilig zu werden."

„So?" fuhr der Angeredete auf. „Langweilig? Willst Du abstreiten, daß ich etwa keinen Grund habe? Wie?"

Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Rede doch nicht. Was willst Du denn? Bin ich Deine Sklavin? Hast Du mich gekauft? Läß doch die Torheiten, Alexander . . . Du weißt ja, daß ich Dich über alles liebe. Oder willst Du es noch einmal hören? Glaubst Du mir etwa nicht?"

„Dein Wort in Ehren, Zinca, aber wenn Du Graf Borodin in dieser Weise begünstigst . . . in dieser Weise . . ."

Wieder wehrte die Rumänin müde ab. „Freund, der Tag hat vierundzwanzig Stunden. Immer kannst Du doch nicht hier sein. Mein Gatte ist höchstens zehn Stunden hier. Und was finge ich in der anderen Zeit an? — Hast Du Schaden davon, wenn ich mit dem russischen Bären ein wenig spiele? Du bist ja nicht hier . . ."

„Ich weiß noch mehr, Zinca, noch viel mehr. Lassen wir Borodin —, wer war am Donnerstag Abend hier?"

„Ah, freundchen, Du spionierst. Wozu? Das kostet nur Zeit und Geld.frage mich einfach, hier kannst Du alles erfahren. Was soll denn das überhaupt? Du wirst doch nicht so töricht sein wollen, mir Vorschriften zu machen? Was willst Du denn? Habe ich Dich nicht immer gut behandelt, viel zu gut? In einem Punkte ist mit mir nicht zu spaßen: wenn jemand meine Freiheit einschränken will. Die habe ich mir teuer genug erkauft!"

Sie legte sich halb auf die Seite, den Kopf in die Hand gestützt und ließ die Atlasdecke des Divans achtlos zu Boden gleiten.

„Sieh mal, Alexander, bei mir hat es auch geheißen: Der Weg zum Leben führt durch die Ehe. Wir haben ja einen solchen Überfluss an schönen Frauen hier, und die Auswahl der Männer ist so groß, daß man in seiner Jugend außerst zurückgezogen und tugendhaft leben muß, um gut anzukommen, denn auf wessen Ruf auch nur der leiseste Schatten fällt,

der kann auf keine gute Partie mehr hoffen. Hat man aber einmal seinen Herrn und Gemahl erwischt, so braucht man sich keinen allzugroßen Zwang mehr anzulegen. Die Männer sind ja auch nicht treu, mein lieber Alexander, nicht wahr? Meinst Du denn, ich wäre über Deine Wege nicht genau so gut unterrichtet, wie Du über die meinen? Was sollen wir uns eigentlich gegenseitig Theater vorspielen? Läß mir meine Freiheit, ich lasse Dir die Deine!"

Der Offizier knurrte etwas Unverständliches.

In lebhafterem Tone fuhr Zinca fort: „Lieber Freund, Du weißt, wie wir zu einander stehen. Meinen Mann achte ich, das ist alles. Er ist ein Politiker, — ein Redner, ein Gelehrter, — aber kein Mann. Darunter verstehe ich ganz etwas anderes. Nämlich Dich. Du hast mir zuerst gezeigt, was ein Mann ist. Für meinen Gatten bin ich ein schönes Schmuckstück, — wie etwa der Coco da auf seiner Stange. Als Weib interessiere ich ihn kaum. Als wir uns dagegen kennen lernten, ging mir eine neue Welt auf. Ich habe gezittert, wenn ich Dich erwartete, geweint, wenn Du ausbliebst, gejauchzt, wenn Du kamst. Nur einer ist auf der Welt, dem mein Herz gehört, und das bist Du. Was tut es da, wenn ich mit ein paar Narren einige müßige Stunden totschlage! Verlasse Dich darauf, sie sind mir im Grunde völlig gleichgültig. Ich brauche nun einmal die Abwechslung.“

„Aber mir will es nicht passen!“

„Lieber Freund, wie machen es denn die anderen Frauen? Genau so, nur sagen sie's dem Liebhaber nicht. Ich bin wenigstens ehrlich.“

„Wenn ich Dich nun recht herzlich bitte, Zinca, — kannst Du diese Seitenprünge nicht lassen? Mir zur Liebe nicht?“

„Verlange mein Leben, und Du sollst es haben. Aber das — nein. Es geht eben gegen meine Natur, mich zu binden. Frei will ich sein. Verlasse Dich darauf, im Grunde habe ich gar keinen Gefallen an den Anderen, ich verkehre nur damit, um frei zu bleiben und meine Ketten nicht festrosten zu lassen. Oder, — ich habe einmal darüber nachgedacht, tue ichs aus

dem Grunde, weil der Mensch, und besonders das Weib, das Erlaubte gering achtet und das Verbotene schätzt. Ich habe mich so an Dich gewöhnt, daß ich mal untreu sein muß, sonst weiß ich überhaupt nicht mehr, zu wem ich eigentlich gehöre."

Der Offizier war etwas unwillig aufgestanden. Zinca erhob sich und schritt auf ihn zu. Sie legte ihren Arm um ihn und schmiegte sich an, daß ihr Haar sein Gesicht streifte.

„Alexander, mein lieber Junge . . Ich habe Dich über alles gern und würde sterben, wenn Dir jemals etwas zustiefe. Nie aber werde ich von Dir verlangen, daß Du kein anderes Weib ansehen sollst. frei sollst Du sein und nicht ein Frauenknecht. Das wäre Deiner unwürdig, und ich würde Dich nicht mehr so achten, wie früher. Lieben würde ich Dich immer ewig. Suche Dir soviel Frauen, wie Du willst; — ich weiß ja, immer wirst Du wieder zu mir zurückkehren. So sind wir davor geschützt, im langweiligen Einerlei einander satt zu bekommen; die Abwechslung erfrischt uns, und das Wiedersehen feiert sich doppelt so schön." —

Alexander Tirnow, der gekommen war, um seine Verbindung zu lösen, ging, nachdem er sie aufs neue befestigt hatte. —

Langsam ging er die Hauptstraße der Stadt Bukarest, die Calea Victorei, hinunter. Als ihn der Trubel der heute ungewöhnlich belebten Calea umgab, drängte er alle Gedanken an seine Liebesabenteuer rasch zurück, denn der heutige Tag sollte politische Ereignisse von größter Bedeutung für die Zukunft Rumäniens bringen, und in dem Senat und der Deputiertenkammer würden heute gleichzeitig gewaltige Redeschlachten geschlagen werden.

Österreich hatte nach dem Tode König Karls Rumänien, das sich ihm ja auf alle Weise genähert hatte, noch mehr zu sich heranziehen wollen. Doch war der passende Augenblick für eine völlige Einverleibung noch nicht gekommen; man versuchte diese nach und nach durchzuführen. Der Gedanke an eine Besitzergreifung, der damals ganz offen ausgesprochen wurde, schien auf geheime Widerstände zu stoßen, die, wie

man wissen wollte, besonders von russischer Seite herühren sollten. Denn das wiedererstarkte Russland, das immer davon geträumt hatte, die weiße Flagge mit dem blauen Kreuz über der Hagia Sophia und dem Balkan aufzupflanzen, wollte nicht zugeben, daß man in den Balkanfragen immer still und friedlich Knoten auf Knoten löste, ohne den Zarenstaat um seine Meinung zu fragen. Immer hatte Russland die Balkanstaaten, die durch Religion und Abstammung mit ihm verwandt waren, als seine Vorposten betrachtet; in aller Stille vom Bosporus abgedrängt zu werden, passte ihm gar nicht in den Plan. Es stärkte im Geheimen die Bewegung, die in Rumänien aufflammte und sich besonders im Demolieren deutscher Firmenschilder und Vereinslokale äußerte und reichte dem wiederauflebendem Geheimbunde „Jung-Rumänien“ die Hand. Überall waren seine Agenten zu finden. Die Priester erzählten den entrüsteten Bauern, daß die neue Regierung die griechisch-katholische Religion zu Gunsten der römisch-katholischen mit Feuer und Schwert ausrotten werde; den Bürgern und Kleinbojaren machte man Furcht, indem man auf verschiedene, für Rumänien nicht passende österreichische Vorschriften und Gesetze hinwies und ihnen sicheren Ruin prophezeite; die Großbojaren, die vielfach nach Art asiatischer Despoten auf ihren Besitzungen herrschten und alles durchsetzen konnten, was ihnen nur beliebte, sträubten sich ganz von selbst gegen Einführung anderer Zustände. Auch die Beamten waren überzeugt, daß, wenn der Rubel zu rollen beginne, für sie goldene Tage anbrächen. So war für die österreichischen Bestrebungen kein günstiger Boden vorhanden, und man beschränkte sich auf die alleräußersten Maßnahmen, ein weiteres Vorgehen einem passenden Augenblicke überlassend. Es hatte schon vieler Kämpfe bedurft, daß Adolf von Erlau als Statthalter in das Palais an der Calea einziehen konnte; die sonstigen inneren Einrichtungen und das Heerwesen wagte man gar nicht zu ändern, um nicht einen Aufstand hervorzurufen. Nicht etwa, als ob man sich gar vor Rumänien gefürchtet hätte; — leicht aber konnten Verwicklungen erzeugt

werden, die zu ernstlichen Konflikten mit den in der orientalischen Frage zuständigen sechs „Garantiemächten“ und der Hohen Pforte führten. Man ließ daher in der inneren Politik nach bewährtem Grundsätze alles beim alten, und versuchte, sich durch allerlei nützliche Einrichtungen und Veranstaltungen das Vertrauen des Volkes zu erwerben.

Aber Russland hetzte im Stillen immer weiter und brachte bald die ganze innere Politik unter seinen Einfluß und seine Kontrolle. Die Mitglieder der Deputiertenkammer wurden bei den geringfügigsten Erlassen und Anordnungen der neuen Regierung ungemein misstrauisch und empfindlich, in der Kammer kam es zu Sturmzonen, bei denen Pultdeckel, Tintenfässer und Stiefelsohlen eine führende Rolle spielten, und das Volk zeigte seinen Patriotismus dadurch, daß es im Palais des Statthalters alle Fensterscheiben einwarf. Nun kam noch dazu, daß der Metropolit von Bucureski, der sich eines außerdentlichen Ansehens beim Volke erfreute und der den Vorsitz des Senates innehatte, mit erstaunlichem Fanatismus zu opponieren begann. Wie das eigentlich zugegangen war, wußte keiner; da aber der Metropolit das Oberhaupt der rumänischen Kirche war und im privaten Leben als sehr sympathische Persönlichkeit auftrat, so war seine Stellungnahme in dieser Angelegenheit für das streng religiöse Volk entscheidend. Seine Aufregung riß ihn so fort, daß er in seinen Behauptungen, Anschuldigungen und Ausdrücken über alles Maß und Ziel hinausging und sich Beleidigungen der Regierung erlaubte, die jedem anderen sehr schwer zu stehen gekommen wären.

Schlimm war es, daß alle seine Aussprüche in den Tageszeitungen sorgfältig aufgezeichnet wurden, und wenn sich einmal ein Blatt erlaubte, anderer Meinung zu sein, so war das Schicksal seiner Fensterscheiben schon von vornherein bestimmt.

Heute sollte in beiden Kammern eine besonders scharfe Abrechnung der Regierung stattfinden. In der Deputiertenkammer war es ein Großbojar Feodorowitsch, der mit einer so maßlosen Schärfe vorging, daß jeder merken mußte, der

Deputierte würde im Stillen von einer starken Hand gestützt. Tiefer Denkende meinten auch wohl, daß er für diese Hand nur ein Spielzeug sei, das, wenn das Spiel zu Ende sei, fortgeworfen werde.

Der Statthalter, ein kräftiger, prachtvoll gebauter Mann, war durch den fortgesetzten Aerger nervös geworden und in seiner Gesundheit stark heruntergekommen. Es war ein abschößendes Schauspiel, als der stille, blonde Deutsche in einer der letzten Sitzungen die Rednertribüne besteigen wollte, und er, der erste Beamte des Staates, bis in die Lippen bleich, vor dem Pfeifen und Johlen der Slaven den Rückzug antreten mußte. Heute sollte sich eine ähnliche Szene voraussichtlich wiederholen; im Parlamente war kein Plätzchen mehr unbesetzt und mit Schadenfreude sah man den kommenden Ereignissen entgegen.

Als der junge Offizier in ein Kaffee eintrat, das einer großen Zeitung gegenüberlag, und deshalb die Nachrichten aus erster Hand erhielt, sah er alle Tische besetzt und ergatterte nur gegen Spende eines hohen Trinkgeldes ein Eckplätzchen zwischen allerlei nicht besonders salonfähigen Leuten. Zwei Juden und ein Armenier hatten hier Platz genommen, und der letztere ließ sich die politische Lage erklären, — was indessen seine Schwierigkeiten hatte.

„Das ist alles halb so schlimm,“ meinte ein Jude. „Wir werden Vorteile davon haben, das ist sicher. Mein Großvater ist 1859 bei der großen Judenverfolgung verbrannt worden, und wenn die Russen ans Ruder kommen, wird es noch schlimmer. Aber sie werden schon nicht.“

„Sie werden nicht?“ fragte der Andere.

„Sie werden nicht, hab ich gesagt. So klug bin ich auch. Österreich gibt uns nicht her.“

„Oder wenn es Krieg mit Österreich gibt?“

„Sie werden nichts machen. Was ist die Hauptache? Wer's Geld hat. Und wer hat das Geld? Wer hat alle die Akten von den osmanischen Bahnen, von den Fabriken im Sandschak, von den Gesellschaften hier? Wer hat sie?“

England. Und England will doch haben Dividende und Prozente. Meint Ihr, daß Russland gibt hohe Dividende, wenn es im Lande ist? Wird sich was! Aber Österreich ist goldsicher, fleißig und hat Geld. Nicht die Schreihälse in den Parlamenten entscheiden, sondern die Direktoren der Bank von England. Das habe ich gesagt, ich!"

Er hatte sich in Eifer geredet und nahm rasch ein paar Schlucke des süßen roten Weines. Die Unterhaltung war in der bekannten, internationalen Judensprache geführt, und der Offizier hörte überhaupt nicht hin.

„Aber die Religion wollen sie uns nehmen?" meinte der Armenier besorgt.

„Unsinn, Dummheit! An was Du glaubst, ist denen egal, wenn Du nur Deine Steuern bezahlst. Wenigstens hast Du den Vorteil, daß es da keine Türken gibt, die Dir die Kehle abschneiden, wenn Du den Heiligen von Edschmiadsin hochleben läßt. Also hast Du auch Vorteil davon. Nur einen Nachteil werden wir haben, einen bösen Nachteil, einen furchtbaren Schaden . . ." Er senkte seine Stimme zum Flüstern und die Drei stießen die Köpfe zusammen. „Einen bösen Schaden: Österreich wird uns unseren ganzen Mädchenhandel verderben."

„Ja, das wird es allerdings," seufzte auch der Andere. „Die rumänische Polizei war in der letzten Zeit schon gerade schlimm genug, und die Agenten forderten unverschämte Preise. Das wird alles zugrunde gerichtet werden. Ich möchte nur wissen, wovon dann der Mittelstand existieren soll!"

Im Flüstertone ging die Unterredung einen Augenblick weiter, als sie von lautem Lärm unterbrochen wurde, der von der Straße her hereinschallte. Der Lärm schwoll zu einem Gebrüll an; eine erbitterte Volksmenge schien fortgesetzt den Satz zu brüllen.

Die Juden waren aufgesprungen; beruhigten sich aber schnell und sagten: „Das gilt uns nicht . . . Politik, Politik. Dummes Zeug."

In der Tür des Kaffees erschienen einige Gestalten;

heftig gestikulierende Menschen rannten vorbei. Man rief durcheinander; Blätter wurden in Bündeln hochgeworfen, und einzelne flatterten durch das ganze Kaffee. Alexander Tirnow fing eins davon auf und las:

Extrablatt der Indépendance Roumaine.
Beide Kammer aufgelöst! — Ein Staats-
streich Österreichs.

Als der Statthalter Fürst Erlau heute beim Versuche einer Entgegnung auf die Angriffe mehrerer Parlamentarier national-rumänischer Richtung durch Lärm am Sprechen verhindert wurde, versuchte er eine Erklärung der Regierung zu verlesen. Im allgemeinen Tumult blieben seine Worte unverständlich. Auf ein Kommando wurde der Senatssaal von Militär geräumt und an die überraschten Abgeordneten eine gedruckte Mitteilung verteilt, daß die Regierung in Wien unter diesen Umständen gezwungen sei, die Kammer aufzulösen. Ein gleicher Bescheid wurde der Deputiertenkammer übermittelt, in welchem besonders darauf hingewiesen wurde, daß das Haus dem Sprecher Feodorowitsch, als er von „Verrat“ und „Niedertracht“ der Regierung und ihres Vertreters gesprochen hatte, Beifall spendete.

Wir lassen die Frage offen, ob Österreich auch das Recht zu einem solchen Vorgehen hat.“

Alexander las die langen Sätze noch einmal, zählte dann und ging. Er wußte, was nun kommen würde und wo sein Platz war

Brüllende Menschenmassen erfüllten alle Straßen. Alle deutschen Kaufläden wurden erstürmt und alle deutschen Firmenschilder herabgerissen. Die großen Magazine in der Straße Lipzcani, — so genannt, weil sie größtenteils Waren von der Leipziger Messe und gewaltige Vorräte an Rauchwerk enthielten, — wurden geplündert und vom Pöbel am hellen Tage in Brand gesteckt. Die herbeieilende Polizei war der Menge gegenüber machtlos und wurde mit Schüssen empfangen. Reitende Gendarmen schafften endlich mit der blanken Klinge Ruhe und nahmen viele Verhaftungen vor; die Polizei hatte

wieder ihre Arbeit mit den Leuten, welche die Gefängnisse stürmen wollten. Die Volkswut flammte überhaupt mit so überraschender Heftigkeit auf, daß man annehmen konnte, im Hintergrunde lauere noch etwas Besonderes.

Bei den Tumulten hatte man mehrfach den Ruf gehört: „Tod den Deutschen! Es lebe Fürst Cuza der Zweite!“
Fürst Cuza II.? Wer war das? —

„Was? Sie wollen mir den Gehorsam verweigern?“ schrie der Hauptmann, während die Farbe seines Gesichtes zwischen rot und weiß wechselte.

„Ich schieße nicht auf meine Brüder,“ sagte der Soldat ganz ruhig.

„Du . . . Du Halunke!“

„Ich bin kein Halunke,“ war die ruhige Antwort.

Der Hauptmann rang nach Worten. Dann wandte er sich um und sagte zu dem neben ihm stehenden Leutnant: „Verhaften Sie den Mann!“

Kalt sagte dieser: „Ich bin Rumäne, Herr Hauptmann!“

„Und . . . und . . .“

„Ich verhaftete den Mann nicht. Er ist im Recht. Wir Rumänen schießen nicht auf die Rumänen, sondern — — —“

„Auf die Deutschen! !“ klang es hundertstimmig. Ein Dutzend Schüsse krachten.

Ein paar Minuten später wehte auf dem Dache der Kaserne eine mächtige blau-gelb-rote Flagge, die Farben des unabhängigen Königreiches Rumäniens.

Fürst Adolf von Erlau verließ den Staatsrat und bestieg den harrenden Wagen. Sein Gesicht war bleich wie das einer Marmorfigur. Seine Gesundheit, seine Nerven und seine schönsten Jahre hatte er diesem Volke geopfert. Er hatte nur

sein Bestes gewollt, weil er es als im Grunde gut und brauchbar erkannt, ja, er war sogar in dem Glauben, es zu lieben. Mit stiller Freude hatte er beobachtet, wie der Wohlstand wuchs, und alle Verhältnisse, nach sicheren Regeln geleitet, sich langsam besserten. Ja, er hätte durch Tatsachen und Zahlen nachweisen können, daß er dem Lande eine Menge vorteilhafter Einrichtungen geschaffen hatte, von denen jeder einzelne Nutzen zog, und die allgemein bekannt waren. Und das war nun der Lohn für sein mit Lust und Liebe begonnenes Werk, für seine schlaflosen Nächte und die nervenzerrüttende Arbeit!

Mit einem Ausdruck von Ekel blickte er zu dem Pöbel hinüber, der anfing Spalier zu bilden und Schimpfworte gemeinster Art ausstieß.

Langsam rollte der Wagen die Calea hinauf; überall wüste, rohe Zurufe, drohende Gebärden und selbst geworfene Steine.

„Deutsche Hunde! Tod den deutschen Lumpen!“

Der bedauernswürdige Fürst legte sich tief in die Kissen zurück und grub die Zähne in die Unterlippe. Da zersplitterte das Wagenfenster unter einem Steinwurfe. Ein Glasscherben riss die Hand des Statthalters ein wenig auf. Gelassen wollte er sein Taschentuch um die leichte Wunde legen; da auf einmal versagten seine Nerven, auf die in den letzten Tagen so viel eingestürmt war, und der starke Mann brach zusammen und weinte . . . weinte wie ein Kind . . .

Hinter einer Laterne stand zwischen lärmenden Leuten der unteren Volkschichten ein junger Mann in weitem, schwarzem Kaisermantel. Auf dem Kopfe saß ein grünes Hütchen; das Haar war kurz geschoren, und auf der etwas platten Nase balanzierte ein Klemmer. Man hätte an eine russische Studentin in Herrenkleidern denken können. Weit vorgebeugt wartete der Rätselhafte auf den Wagen, ohne sich am Lärm der anderen zu beteiligen. Als sich ihm das Gefährt gegenüber befand, hob er plötzlich den Arm und machte eine Wurfbewegung.

Im gleichen Augenblicke schossen aus der Mitte der Straße gewaltige Feuerstrahlen auf und wirbelten dunkle Massen empor; die riesenhaften Qualmwölken hüllten auf einmal die ganze Straße ein. Zugleich ließ ein schrecklicher Krach den Erdboden erbeben; Häuserfronten stürzten nach vorn, Dachziegel und Glassplitter prasselten wie Hagel herab und Menschen schrieen und brüllten . . .

Als gleich darauf eine Abteilung Militär die Straße herabkam, fand sie nur einen mächtigen, qualmenden Schutthaufen, aus dem das Blut in dünnen Fäden sickerte. Ohne weiteres kehrten sie um, und ein paar von ihnen riefen: „Es lebe Fürst Cuza II!“

Am Abende speiste Alexander Tirnow bei Tradky. Er bekam die überraschende Nachricht zu hören, daß man den Parlamentarier und Großbojaren Feodorowitsch Kurzweg zum Fürsten ernannt habe.

„Was ist denn so Sonderbares dabei?“ fügte der Politiker hinzu. „Einen müssen wir doch schließlich haben, und für den Augenblick genügt er vollkommen. Haben Sie etwas gegen ihn?“

„Unter diesen Umständen würde ich mich wohl hüten, es zu äußern, wenn es der Fall wäre. Aber — ich persönlich habe nichts gegen ihn.“

„Na also! Er entspricht allen Anforderungen, die man an einen solchen Fürsten stellen muß: er ist populär, energisch, ein guter Redner, tüchtiger Soldat, hat eine gute Figur, einen ansehnlichen schwarzen Bart und viel Geld. Das genügt; für das Andere sorgen wir schon. Später — —“

Tirnow verstand. Wenn der Mohr seine Schuldigkeit getan hatte, konnte er gehen. Schlimmstenfalls — — siehe Serbien.

„Nun, der Würfel ist gefallen,“ sagte er laut. „Ich will gestehen, daß ich der Zukunft doch mit einigen Besorgnissen entgegensehe.“

Der alte Jradky legte ihm die Hand auf die Schulter.
„Rußland, lieber Freund, Rußland! Seien Sie nur unbesorgt,
Rußland verläßt uns nicht.“

„Sie müssen es ja wissen . . .“

Zinca lächelte zu dem Gespräch ironisch und trat Tirnow
unterm Tisch auf den Fuß.

Jradky warf einen scharfen Blick auf die Beiden, senkte
aber rasch die Lider, als Alexander aufblickte.

Man trennte sich bald, denn es gab in Hülle und Fülle
zu tun. Besonders eifrig arbeitete Jradky an einem Schrift-
stücke, das unter anderem veranlassen sollte, den Truppenteil
des Leutnants an eine besonders gefährliche Stelle in der
nördlichen Moldau zu beordern.

4.

Die Wohngrotte.

Die Landstreicher, die Anna Nord und ihre Begleiter
überfallen hatten, schleppten das Mädchen zunächst auf einem
Feldwege fort, um aus der Nähe der großen Straße zu kommen.
Die Träger wechselten mehrfach, nicht ohne jedesmal dem
Mädchen einige höhnische Bemerkungen zuzurufen. Als sie
weit genug zu sein glaubten, banden sie ihrer Gefangenen
die Hände auf den Rücken und zwangen sie zum Marschieren.

Die Stimmung des unglücklichen Mädchens kann man
sich leicht vorstellen.

Obgleich sie kaum zweifeln konnte, welches Schicksal
ihrem Bruder und dem Fabrikanten zuteil geworden war,
suchte sie sich doch noch mit allerlei trügerischen Hoffnungen
zu trösten. Sie wußte selbst, daß diese Hoffnungen und Pläne
nicht vor der Wirklichkeit standhalten konnten, aber sie be-
durfte ihrer, um überhaupt weiterleben zu können. Mit solcher
Zähigkeit versetzte sie sich in die Welt ihrer Phantasien hinein,